

Literatur

Blaumeise tot, Steinadler ratlos

Vom Hölzchen aufs Stockchen – aber wie weiter? Roswitha Harings neue Prosa kreist um Erinnerungen, allerlei Getier im Stadtraum und ein leeres Zentrum.

Ein wenig traurig und ein wenig poetisch. So beginnt Roswitha Harings neues Werk mit dem schlichten Titel „Stadt. Tier. Raum“. Da liegt eine kleine tote Blaumeise auf nassen Holzstufen, unversehrt, „als ob sie schlief, als ob sie jemand mit zarter Hand dahin gelegt hätte“. Doch schon nach kurzer Zeit verblasst das Bild des zierlichen Vogels in einem Strom von wahllos aneinandergereihten Eindrücken, Beobachtungen, Erlebnissen und Erinnerungen im Kopf der Ich-Erzählerin. Es geht, auf den ersten zehn Seiten, um den Pfortner des Gebäudes, auf dessen Stufen die Meise liegt, dann um Pfortner im Allgemeinen, um den Pfortner des Vaters der Protagonistin im Besonderen, darum, dass es in ihrer Kindheit keine Tiere gab, darum, dass unter der Erde Regenwürmer leben, die gelegentlich nach oben wandern, dass dort, wo Regenwürmer leben, nur ein bisschen tiefer, U-Bahnen fahren, dass U-Bahnen ein eigentümliches Phänomen der Großstadt und der Moderne überhaupt sind, dass in U-Bahnschächten kleine graue Mäuse hausen und dass man hin und wieder Obdachlose auf dem Bahnsteig sieht, die eigentlich keiner sehen will.

Nach spätestens dreißig der insgesamt knapp über hundert Seiten ist der Leser, wenn er sich denn so weit durchgekämpft hat, vor allem eins: angestrengt, auch gelangweilt oder entnervt von dieser Geschichte ohne eigentliche Handlung. Von einer Assoziationskette, die erst mit dem letzten Punkt auf der letzten Seite endet und bei der man nie genau weiß, wie das eine mit dem anderen zusammenhängt und worum es eigentlich im jeweils gerade zuvor gelesenen Absatz noch gegangen ist. Nun wäre einzuwenden: Denken funktioniert eben so. Man kommt vom Hölzchen aufs Stock-



Untertweg im Dickicht der Städte Foto dpa

chen und weiß beim Stockchen nicht mehr, was das Hölzchen war. Was diesem Buch aber fehlt, ist eine überzeugende Antwort auf die Frage: Warum soll ich das eigentlich alles lesen?

Zwar erweist sich Haring wie schon in ihrer Debützählung „Ein Bett im Schnee“, im Jahr 2003 veröffentlicht und mit dem „aspekte“-Literaturpreis ausgezeichnet, auch in ihrem neuen Buch als präzise, feinsinnige Beobachterin kleiner Dinge. Begegnungen und Momente aus dem Alltag macht sie mit nüchterner Sprache, sprödem und zuweilen lakonischem Ton ohne Sentimentalität nachvollziehbar. So beschreibt sie beispielsweise eindringlich, wie die Protagonistin als Kind auf einer Feier im Spiel dazu gedrängt worden ist, das Meerschweinchen einer Freundin zu tragen. Sie muss den kleinen Körper mit den Händen fest umfassen, fürchtet, das Tier zu erdrücken, lässt es fallen – und das Meerschweinchen stirbt. Oder an einer anderen Stelle – es ist vielleicht die beste im ganzen Buch – schreibt sie von einem Fenster, das immer schwarz war, ihr Angst machte und von dem die Schwester gesagt hatte, daraus komme die Nacht. „Ich hatte mir vorgestellt, wie eine ganze Nacht in eine zweite Etage passt, wie sie abends

hinausströmt und morgens wieder eingesogen wird, und vielleicht Reste davon die Häuser so schwarz machen in dieser Gegend.“

Aber anders als in ihrem Erstlingswerk, in dem Haring vor dem Hintergrund eines mikroskopisch vorgeführten DDR-Alltags ein stimmiges, erdrückendes Porträt einer Kindheit zeichnet, in der ein junges Mädchen weitgehend isoliert, beengt und entfremdet auf der Suche nach Zuneigung, Respekt und Ich-Findung aufwächst, bleiben im neuen Buch die aufflackernnden Erinnerungen an eine scheinbar ähnlich geartete Kindheit nur Episoden, Erinnerungsfetzen. Da ist kein roter Faden, kein Wegweiser durch das Gewirr der aneinandergereihten Szenen zwischen Gegenwart und Vergangenheit, nichts, was das Ganze zusammenhalten könnte. Das liegt nicht zuletzt daran, dass manches unausgewogen und dezplaziert wirkt, wie etwa die viel zu lang geratene Beschreibung eines nichtsagenden Hörspiels oder das plötzliche Auftauchen eines sprechenden Tieres, eines Steinadlers, der vielleicht nur deshalb spricht, weil er sagen muss, dass er sein Gedächtnis verloren hat. Was ihn zu einer Gegenfigur der Protagonistin macht, die um ihre Erinnerungen kreist wie die Fliegen um den Komposthaufen ihrer Eltern.

An einer Stelle des Buches beklagt sich die Erzählerin über eine ehemalige Deutschlehrerin, die kein Verständnis für Kunst gehabt und im Unterricht immer die Frage gestellt habe, was der Autor eines Werkes denn nun habe sagen wollen. Na gut. Aber irgendwie kommt einem gerade diese Frage gerade bei diesem Buch dann doch ganz unweigerlich in den Sinn.

KATHARINA RUDOLPH



Roswitha Haring: „Stadt. Tier. Raum“.

Sprungturm Verlag, Köln 2013. 108 S., geb., 14,90 €.



Literarisches Leben

Noch einmal bei Walter Kempowski in Nartum

Nicht in den Hauptstädten der Literatur, nicht in Frankfurt, Berlin, München oder Leipzig, sondern in Nartum, einem kleinen Dorf in der nordnieder-sächsischen Tiefebene, an diesem Flecken, der Walter Kempowski bis zu seinem Tod im Jahr 2007 ein Zuhause war, fand am vergangenen Wochenende ein kleines Gipfeltreffen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur statt: Der Bücherpreis der Friedrich Christian Delius, Peter Kurzeck, der Chronist des alten Jahrhunderts, sowie Ursula Krehel, die

für ihren Roman „Landgericht“ im letzten Jahr mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet worden ist, kamen hier zusammen.

Der Anlass für die prominente, fast dreitägige Zusammenkunft waren die sogenannten „Schriftstellergespräche“, die Kempowski in den achtziger Jahren mehrfach in seinem Landhaus „Kreienhoop“ durchgeführt hatte und die nun, nach jahrzehntelanger Unterbrechung, von seiner Witwe Hildegard Kempowski mit einem kleinen Team an untriebigen Mitarbeiterinnen wiederbelebt worden sind. Das schlichte, aber schlagende Konzept dieser Veranstaltungsreihe ist wesentlich von dem Gedanken getragen, dass die Autoren und ihre Leser in halbprivatem Rahmen, in Kaminzimmer und Gartenpavillon, und mit hinreichend Zeit vermutlich besser miteinander ins Gespräch kommen als in der oft unpersönlichen Atmosphäre eines großstädtischen Literaturhauses (mit der allseits bekannten Verkampfung, wenn im Anschluss an eine Lesung Fragen aus dem Publikum an den Dichter gestellt werden).

Und tatsächlich, die Idee geht auf: Selbst ein Bücherpreissträger erscheint nahbarer, wenn er sich beim Stehimbiss mit Kartoffelsalat und Frikadellen noch einen Nachschlag gönnt – ein ebenso unernerster wie entspannender „Umgang mit

Größen“, wie er für Kempowski selbst durchaus bezeichnend gewesen ist. Entsprechend unzeremoniell gestaltete sich das Programm, das sich zu gleichen Teilen aus eher konventionellen Lesungen und zwanglosen „Open House“-Sektionen zusammensetzte: „Gemeinsamer Spaziergang durch Garten und Landschaft“, so einer der Programmpunkte, oder: „Begegnungen und Gespräche mit den Autoren im kleinen Kreis“. Derlei Unterhaltungen beschränkten sich naturgemäß nicht nur auf die üblichen Inhalte einer Lesungsdiskussion: Von den großen Themen, vom Schreiben und Lesen, von der Zeitgeschichte und der Politik, gingen die Konversationen ganz unverkrampt über ins Inoffizielle bis hin zum gemeinsamen Pils in der Kneipe des nahe gelegenen „Niedersachsenhofes“.

Mit den Schriftstellergesprächen in Nartum, die eine ganze Reihe von ähnlich hochkarätig besetzten Veranstaltungen der letzten Jahre fortsetzen, erweist sich Kempowskis Haus Kreienhoop keineswegs als ein auf Selbstmusealisierung zielendes Relikt, wie Peter Rühmkorf noch zu Lebzeiten des Autors spotete – im Gegenteil: Dieser angenehm unaufgeregte Ort, gelegen zwischen Wiesen und Mooren, ist ein lebendiges und vollkommen eigenständiges Zentrum des literarischen Lebens abseits der Metropolen.

KAI SINA

Schallplatten und Phono

Herr Tonsetzer Unbekannt

Höchste Zeit, sich für den Komponisten René Leibowitz zu interessieren: einen Anreger und Lehrer der Moderne, der auch ein begnadeter Dirigent war. Dass ihn heute keiner mehr kennt, ist ein Skandal. Eine Dokumentation schafft da Abhilfe.

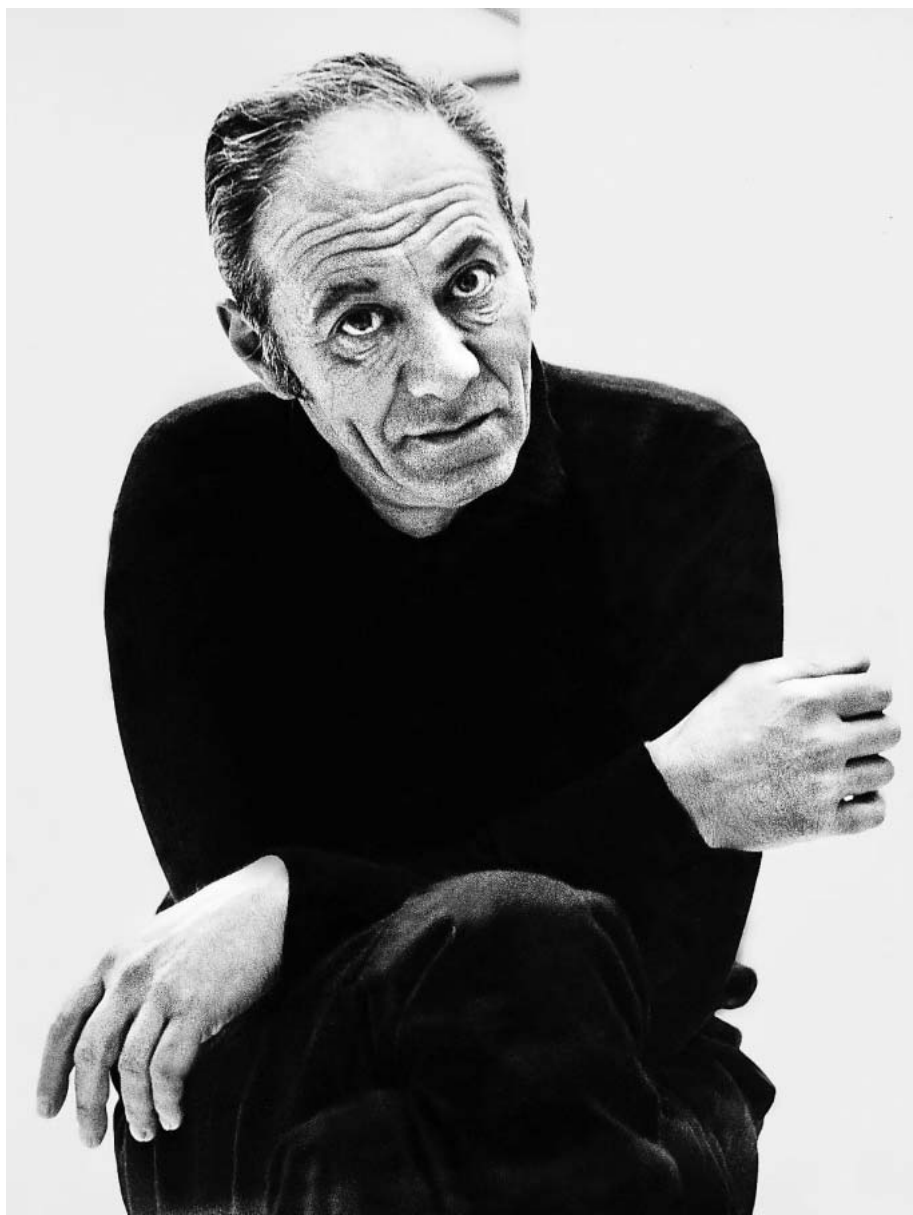
Wer den Komponisten René Leibowitz in einem gängigen Konzertführer sucht, findet seinen Namen gelegentlich in den Kurzbiographien anderer Komponisten, bei Boulez, Bernd Alois Zimmermann, Henze, Globokar, Hans Ulrich Engelmann. Sie lernten bei ihm in ihren jungen Jahren, wie man komponiert. René Leibowitz wirkte bei vielen als *Spiritus Rector*. Er war eine Autorität in der Neuen Musik. Dass er selbst komponierte, wurde dabei wenig bedacht. Der Komponist Leibowitz stand im Schatten des Lehrers – und des Dirigenten. Berühmtheit erlangte er mit seinen Interpretationen der Beethoven-Sinfonien.

Leibowitz drückte da aufs Tempo. Die Metronomangaben in den Partituren wurden ernst genommen, Beethovens Radikalität triumphierte über den philharmonischen Wohlklang. Die spannenden, ja aufregenden Beethoven-Darstellungen, die später dann ein Michael Gielen, ein Nikolaus Harnoncourt mit dem Chamber Orchestra of Europa, zuletzt die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen unter Paavo Järvi vorlegten, wären ohne die Impulse, die von Leibowitz ausgingen, nicht denkbar.

Nun aber zum Komponisten René Leibowitz. Beim Hessischen Rundfunk Frankfurt und beim Norddeutschen Rundfunk in Hannover hat man sich in der Vergangenheit erfreulicherweise schon mit dem kompositorischen Schaffen von Leibowitz beschäftigt. Dabei sind verschiedene Aufzeichnungen entstanden, die jetzt in einer Kassettenbox auf zwei CDs beim Label Divox herausgekommen sind. Der erste Eindruck: ein ehrfürchtiges Staunen über eine faszinierende Fülle der Genres – Kammermusik vokal und instrumental, Melodramen, Kantaten, Klavierlieder, Solostücke für verschiedene Instrumente, ein Violinkonzert, das 1961 in Hannover unter der Leitung des Komponisten mit dem Geiger Ivry Gitlis uraufgeführt worden ist. Ein einsätziges Werk, das durch Virtuosität, Spiritualität und einen enormen musikalischen Drive beeindruckt. Ivry Gitlis zwingt die gesterreichen Details, die komplexe Struktur der Komposition zu einer überzeugenden Einheit.

Es wird von Kennern des Komponisten gern behauptet, dass dessen Werke die Einflüsse von Schönberg und Webern nicht verleugnen könnten. Das ist zwar richtig, trifft aber nur die äußere Hülle des Komponierens von René Leibowitz. Er amalgamiert diese Vorbilder, zu denen man sogar auch noch Brahms und Ravel zählen müsste, zu einem sehr persönlichen Stil, der in den klanglichen Imaginationen, in der differenzierten Zusammenführung verschiedener Instrumente, besonders aber in dem sensiblen Eindringen in die vertonten Texte der Lieder, eine überzeugende Eigenständigkeit gewinnt.

Diese tritt vor allem in den dadaistisch-surrealen inspirierten Kompositionen hervor, in den „Chansons Dada“, drei Melodramen für Kinderstimme, Klarinette, Horn, Violoncello und Klavier. Zu den Texten von Tristan Tzara fügen sich gleichsam surreale Klanggestalten, die die Wortbedeutungen konterkarieren.



René Leibowitz im Jahr 1970

Foto Rjak Ohanian/laif

Surreale Gesten finden sich auch in der Jazz-Persiflage der „Variations non sérieuses“ zum Thema „Marijuana“ für Viola, Posaune, Klavier und Vibraphon. Da entsteht aus den Klängen der Instrumente eine seltsame, perspektivisch verschobene Phantasiewelt, in die man, leicht narkotisiert, eintreten möchte. René Leibowitz, 1913 in Warschau, nach anderen Quellen in Riga geboren, wo seine Eltern damals noch lebten, bezeichnete sich selbst als Franzosen polnisch-jüdischer Abstammung. Frankreich, Paris haben ihn geistig und als Komponist entscheidend mitgeprägt. Die „Trois caprices“ für Vibraphon bestechen durch die Leichtigkeit und Delikatesse, mit denen dem Instrument feinste klangliche Effekte förmlich abgeluchst werden. Im „Duo für Cello und Klavier“ op. 23 überrascht in Struktur und Klang die Nähe zur Ferne: Der Geist des späten Beethoven durchweht die Komposition – es ist immer wieder erstaunlich, in welchem Maße Beethovens Spätwerk, vor allem die Streichquartette und die Klavierosonen, die Komponisten unserer Zeit zur Auseinandersetzung inspiriert haben: ein unerschöpflicher Steinbruch der Musik.

Am Zustandekommen dieser wichtigen Dokumentation über René Leibowitz hat der Dirigent Walter Nußbaum entscheidenden Anteil. Als Leiter der „Schola Heidelberg“ steuerte er nicht nur wichtige musikalische Beiträge dieses großartigen Solisten-Ensembles bei, er brachte auch als genauer Kenner des Leibowitz-Werkes notwendige musikalisch-dramaturgische Akzente ein. Nußbaum hat sich mit seinem ensemble aisthesis schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für Leibowitz engagiert, ein kleines Festival in Heidelberg aufgezogen und damals auch schon eine CD mit elf Leibowitz-Stücken herausgebracht.

Dass jetzt diese Kassetten erschienen ist, darf Nußbaum auch als persönlichen Erfolg für sich reklamieren.

Die Kassetten mit den beiden CDs besteht aus einem kartonierten Buch, in dem nicht nur wertvolle Informationen zu den einzelnen Werken zu lesen sind, sondern auch einige fundierte Aufsätze über Leibowitz und sein Schaffen – dreisprachig in Deutsch, Englisch, Französisch. Ein wenig getrübt wird der Gesamteindruck durch die Anordnung der einzelnen Werke auf der zweiten CD. Dass sie nicht mit der im Buch gedruckten Reihenfolge übereinstimmt, könnte man noch entschuldigen. Aber dass darüber hinaus auch eine Art Stücke-Salat zu konstataren ist, macht ärgerlich. Der eingespielte Applaus nach dem Violinkonzert erscheint völlig unmotiviert mitten zwischen zwei anderen kurzen Stücken, ein viertes Lied aus einem vorangegangenen Celan-Zyklus bildet den Schluss nach dem Violinkonzert, wo eigentlich der Beifall aufräumen sollte. Das muss doch nicht sein. Das Kassettenbuch aber sollte auch die Ensembles der Neuen Musik anregen, sich mit dem Werk René Leibowitz' zu beschäftigen. GERHARD RHODE



René Leibowitz – Composituer. Violinkonzert op. 50, Serenade op. 38, Marijuana op. 54, Moïss op. 74, Petite Suite op. 75; Chansons(s) Dada op. 76b und andere Werke. Ivry Gitlis, Rundfunkorchester Hannover, René Leibowitz, Schola Heidelberg, ensemble aisthesis, Walter Nußbaum.

2 CDs Divox CDX-21103/04 (Naxos)

Neue Sachbücher

Sie wollen einem Land dienen, das sie im Kern für verrottet halten

Amerikas freiwillige Miliz, die an der Grenze zu Mexiko gegen illegale Einwanderer vorgeht: Der Soziologe Harel Shapira ist mit den Minutemen auf Patrouille gegangen

Harel Shapira, ein aus Israel stammender Amerikaner, der zurzeit an der University of Texas an Austin Soziologie lehrt, hat ein ebenso kluges wie kontroverses Buch geschrieben, das gänzlich unsoziologisch daher kommt. Es handelt von den Minutemen, einer fremdenfeindlichen, im rechts-extremen politischen Spektrum der Vereinigten Staaten angesiedelten Bewegung, die sich als Freiwilligenmiliz versteht und an der langen Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko die reguläre Border Patrol durch eigene Patrouillen im Kampf gegen die illegale hispanische Migration in den amerikanischen Südwesten unterstützt.

Dabei kommt es dem jungen Soziologen nicht so sehr auf die politischen Ideen und die etwas verquere Weltanschauung der Minutemen an, sondern auf ihre Alltagspraktiken, ihre Rituale und die sinnstiftenden Erzählungen, Mythen, die sie sich und anderen erzählen, um ihr Handeln zu legitimieren.

Wie ein Ethnologe oder kulturanthropologischer Ethnograph nähert er sich den Milizionären, als handelte es sich um einen indigenen Stamm. Mit Hilfe einer methodisch sorgfältig kontrollierten teilnehmenden Beobachtung und eines Min-

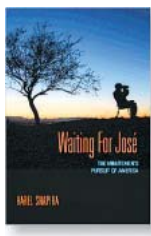
destmaßes an ansprechend durchgeführter theoretischer Reflexion auf der Basis von Clifford Geertz, Pierre Bourdieu und Mary Douglas nähert sich Shapira in mehreren Anläufen seiner Untersuchungsgruppe.

Der Autor schließt sich ihnen an, nimmt an den nächtlichen Patrouillengängen teil und erlebt die ganze Länge ihrer offenkundig sinnlosen Existenz. In all den Monaten, in denen er sie begleitet, können sie kaum ein Dutzend illegaler Migranten am Grenzübertritt hindern. Aber seine Untersuchung hat einen ganz entscheidenden Vorteil: Er redet mit den Minutemen – und nicht über sie. Auf diese Weise gewinnt er Perspektiven, die einem bei oberflächlich-ideengeschichtlicher Betrachtungsweise oder im üblichen Modus moralischer Empörung verborgen bleiben.

Was eigentlich treibt diese Menschen an – ganz überwiegend Männer jenseits des fünfzigsten Lebensjahrs aus dem amerikanischen Arbeitermilieu des Mittelwestens, geschieden oder verwitwet mit Kindern an einem College oder einer Universität? Frauen finden sich in der männlich dominierten Welt ihrer Camps und Stützpunkte selten, beim Wach-

dienst überhaupt nicht. Und tatsächlich: Die Aktivitäten der Minutemen dienen der Selbstvergewisserung dieser Männer. Fast alle haben in Vietnam oder den Golfkriegen als Soldaten gedient.

Sie glauben, ihrem Land zu dienen, obwohl sie zugleich davon überzeugt sind, die Vereinigten Staaten seien im Kern verrottet. Deswegen bewachen sie eine



Harel Shapira: „Waiting for José“. The Minutemen's Pursuit of America. Princeton University Press, Princeton, New Jersey 2013. 208 S., geb., 21,99 €.

Grenze, hinter der angeblich der Verfall lauert, verteidigen eine Gesellschaftsordnung, die nach ihrer eigenen Überzeugung gar nicht mehr existiert. Dabei lassen sie die längst vergangene Romantik und Kameradschaft des militärischen Lagerlebens sowie seine Routinen und internen Hierarchien zu neuem Leben erstehen.

Obendrein fühlen sie sich als Bewahrer mexikanischer, „unschuldiger“ Weiblichkeit, indem sie vorgeben, junge mexikanische Frauen vor der Vergewaltigung und Ermordung durch die Coyotes, die berufsmäßigen Schlepperbanden, zu bewahren. Im nächsten Atemzug aber erklären sie, dieselben, von ihnen beschützten Frauen hätten kein anderes Ziel, als die Vereinigten Staaten mit mexikanischen Babys zu überschwemmen, um das Land wieder für ihre Rasse zurückzugewinnen.

Gelegentlich unterscheiden sie sogar zwischen den „guten Josés“, hart arbeitenden, armen Mexikanern, und den „bösen Josés“, den Coyotes und den mexikanischen Nationalisten, die den amerikanischen Südwesten zurückhaben wollen. In der Praxis aber ist diese Unterscheidung dann meist hinfällig. Immerhin finden sich unter Shapiras Gewährsmännern einige, die bereit wären, sich gegen gewalttätige Kameraden zu stellen, die Frauen und Kinder töten würden. My Lai hat doch Spuren hinterlassen.

Ihre Mythen sind insgesamt flexibel, situationsbezogen und inkonsistent, aber das sind sämtliche Mythologien, die wir kennen. Shapira vermeidet es in aller Regel, hier voreilig Stellung zu beziehen oder gar kritisch zu kommentieren. Er

lässt seine eindrucksvollen Erlebnisse und Gespräche für sich selbst stehen. So gewinnen sie an Intensität, Authentizität und lebendiger Farbigekeit. Man beginnt ansatzweise zu verstehen, was jenseits aller Ideologie diese Männer antreibt.

Allerdings hat Harel Shapiras in sich durchaus überzeugender Ansatz seine Grenzen. Beim Vergleich mit den Samaritanen, einer dezidiert der christlichen Caritas verpflichteten Hilfsorganisation, die sich ihrerseits auf eigenen Streifengängen, die nach außen von denen der Minutemen kaum zu unterscheiden sind, für die Migranten einsetzt, kommen ihm doch Zweifel an seiner These vom Primat der Performanz über die Idee. Denn bis hin in die performative Ebene hinein schildert er dann gravierende Unterschiede zwischen den eher weiblichen, politisch linkstehenden Samaritanen und ihrer chaotischen, unmilitärischen Weise, Patrouillen zu organisieren, und den straff organisierten und geführten Minutemen.

Auch kommt er nicht umhin, die politischen Äußerungen seiner Gesprächspartner wiederzugeben, die allesamt eine bestimmte, gleichermaßen sozialdarwinistisch-menschenverachtende und fremdenfeindliche, tendenziell rassistische

Ideologie spiegeln. Ideen scheinen also doch eine gewisse Relevanz zu haben. An einem Punkt erstarben seine Ausführungen, nämlich durch eine Auslassung: Seit Jahren halten sich hartnäckig Gerüchte, Minutemen oder ihre Sympathisanten zerstörten Wasserkanister der humanitären Hilfsorganisationen in der Wüste und bedrohten auf diese Weise das Leben der Mexikaner zumindest fahrlässig. Gerade weil Shapira die medial verzerrte Wahrnehmung der Minutemen wiederholt und zu Recht kritisiert, hätte man hierzu wenigstens einen Kommentar erwartet.

Womöglich wird mancher Leser dem Soziologen vorwerfen, sich nicht eindeutig genug vom militanten Rassismus der Milizen abgezrenzt, ja regelrecht Sympathien für sie empfunden zu haben. Doch diese Kritik geht an den Intentionen des Buches vorbei. Moralische Entrüstung ersetzt keine wissenschaftliche Analyse, und die entstammt allein der sorgfältigen und der eigenen (Vor-)Urteile bewussten, reflektierten Beobachtung. Die nun hat Harel Shapira mustergrütig geleistet.

Sein Buch wird maßgeblich dazu beitragen, die Bewegung der Minutemen zu verstehen, ohne irgendetwas zu relativieren. MICHAEL HOCHGESCHWENDER